

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 322.

Donnerstag, 24. November

1932.



Vin Brautkron

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

In der dunklen Diele glimmten Weihnachtskerzen auf. Juliane pirschte sich lautlos am Wohnhaus entlang und schaute durch das unverhüllte Fenster in den großen Raum, in dem sie im Sommer das Leichenmahl gehalten. Dort drehte sich auf einem eisernen Ständer die große Blautanne mit den vielen bunten Glaskugeln und dem Zuckerwerk langsam um ihre eigene Achse, und aus einer Spielbox kimperte dünn und silberhell ein Weihnachtslied. Seitwärts auf einem langen Tisch lagen die nützlichen Geschenke für das Gesinde. Die würden erst später dran kommen. Erst dachte die Bäuerin an sich und an das, was zu ihr gehörte.

Juliane drückte bang das Gesicht gegen die Scheiben. Da drinnen unter dem Lichterbaum saß die dralle, rotbadige Susanne zwischen einem Berg von teuren Spielsachen. Und die Bäuerin stand breit und stattlich in ihrem faltenreichen Kirchenrock und schaute ihr zu. Wo aber . . . wo war die Christel?

Juliane lehnte am Fenster in bohrender Angst. Da sagte eine tiefe Männerstimme neben ihr:

„Sie sitzt in meiner Kammer. Sei ruhig, Juliane!“

Sie taumelte mit leisem Aufschrei zurück: „Jesus! Jakob! Hast du mich erschreckt!“

„Sprich leise!“, befahl der Großknecht: „Und bleib im Schatten!“

Drüben wurde die Stalltüre verschlossen. Der Jungknecht ging an der Scheune vorbei und betrat die Gesindestube. Juliane fragte mit zitterndem Atem:

„Das Kind . . . das arme Kind . . . sitzt am heiligen Abend vergessen in deiner dunklen Kammer?“

Der Großknecht zog an seiner Pfeife: „Die Bäuerin wälzte sie aus den Augen haben!“

Juliane lehnte an der Wand und schwieg. Es war nicht auszusprechen, wie weh ihr das Herz gegen die Rippen pochte. Der Großknecht blies eine weiße Tabakwolke in die Dunkelheit, spuckte aus und sagte:

„Ganz so vergessen ist sie nicht, wie du glaubst. Sie weiß, wenn ich jetzt hereinkomme, brennen wir den Lichterbaum an, der in meiner Kammer steht. Meine Schwester hat allerhand Gebadenes geschickt . . . und ein Puppenbett hab' ich auch gezimmert . . .“

Weiter kam er nicht. Juliane lag bitterlich weinend an seiner breiten Brust: „Das hast du getan . . . das

hast du fertig gebracht . . . für das Kind . . . für das Kind vom Kagerer Franz . . .“

Er stand bocksteif und schaute über ihre Flechtenkrone hinweg zum Stall hinüber: Hinter der Türe dort drüben hatte er sich einmal erhängen wollen . . . damals vor acht Jahren . . . als die schöne Juliane dem Kagerer Franz in die Hände fiel . . . ja, da hing er am Balken bei dem brüllenden Vieh . . . und dann kam der Jungknecht grad noch zur rechten Zeit . . .

Daran mußte er jetzt auf einmal denken. Warum rührte sie auch an solche Dinge! Dabei sah er ratlos auf ihren schluchzenden Jammer herab, und seine schwere Zunge fand kein einziges, tröstendes Wort.

Doch dann schreckte sie auf und drängte ihn hastig von sich: „Das Kind wartet im Dunkeln . . . geh' jetzt . . . Jakob . . . geh' . . . und nimm das hier mit . . .“ Sie hob das Brusttuch von dem kleinen, zitternden Geschöpf in ihrem Arm: „Es ist nichts als eine junge Kage. Ich bin so arm . . . das weißt du . . .“

Er nahm bedächtig das leise klagende Tierchen: „Sie wird sich freuen . . . die Christel . . . da hat sie gleich etwas für ihr Puppenbett! Doch jetzt mach, daß du fortkommst . . . Juliane! Gleich läßt die Bäuerin die Hunde in den Hof.“

Sie folgte nicht seiner Mahnung. Atemlos wartend stand sie vor seinem Fenster, bis er drinnen mit steifen Fingern langsam die Kerzen anzündete. Da sah sie das Kind, das brav, mit gefalteten Händen auf dem Schemel vor der Bettstatt saß und dem Großknecht zuschaute. Wie schmal sie war . . . die Christel . . . und wie stark gewachsen in den letzten Monaten! Juliane drückte die Hand gegen die Brust: Das Herz . . . das Herz tat ihr weh . . .

Der Lichterbaum in der Kammer stand in hellem Glanz. Nun griff der Knecht in seine Rocktasche und setzte das kleine Tier auf das Puppenbett. Juliane vergaß plötzlich ihr Herzweh. Deutlich hatte sie durch das geschlossene Fenster den Freudenschrei des Kindes gehört.

Die Christel kniete mit strahlendem Gesicht vor dem Puppenbett. Die kleine, schneeweiße Kage trug ein rotes Band um den Hals mit einem Glöckchen daran. Sie blinzelte erstaunt den Lichterbaum an, riß das rosenrote Mäulchen auf und gähnte. Dann lag sie auf

dem Rücken und schlug mit den zarten Foten spielerisch nach der streichelnden Hand des glückseligen Kindes.

Draußen . . . in der eiskalten Nacht stand Juliane und sah dem Spiel der beiden zu mit stillem Gesicht.

Vom Kirchturm schlug die zwölfte Stunde, da ging Juliane mit frosterstarrten Gliedern über die nachtschwarze Wiese in ihre grauenvolle Einsamkeit zurück. Wo die Wege sich kreuzten im Feld, beschleunigte sie den Schritt, ohne nach rechts und nach links zu sehen. Denn wer in der Christnacht unbefahren auf einem Kreuzweg um sich schaut, an den ein mit Winterforn besätes, schneefreies Feld stößt, sieht sein Gesicht für das kommende Jahr. Sie aber wollte nicht wissen, was die Zukunft ihr brachte. Ihr Leben war zerbrochen . . . war in Trümmer gefallen. Da kam nichts Gutes mehr heraus dabei.

Nein . . . Gutes würde nicht mehr kommen . . . aber vielleicht lauerte neues Unglück auf sie? Juliane schritt schneller aus: Das wollte sie erst recht nicht wissen. Sie durfte sich nicht den Kopf verwirren lassen. Sie mußte stark sein und auf der Lauer liegen . . . immer auf der Lauer . . . damit dem blaffen Kind auf dem Erbhof nicht zu viel Leids geschah . . .

Sie betrat ihre dunkle Hütte und schob den Riegel hinter sich zu. Auf dem Herd war das Feuer erloschen. Eisige, feuchte Kälte stand in den fahlen vier Wänden. Juliane ließ sich auf die Kante der schmalen Bettstatt fallen und grübelte dumpf vor sich hin. Von der Kirche herüber läutete es zur heiligen Messe. Juliane saß wie aus Holz geschnitten in ihrer abgrundtiefen Verlassenheit und hörte die Glocken rufen. Nun würden die ledigen Mägde im Dorj atemlos lauschen, ob ein Pferd im Stall wieherte. Dann gab's in diesem Jahr noch Hochzeit. Und nicht um die Welt würde jetzt einer in Heiligenkreuz mit der brennenden Kerze durch eine Tür hinaus gehen. Denn wenn ein Zugwind ihm das Licht verlöschte, mußte er sterben. Und beim Erbhofbauern hatten die von Heiligenkreuz auf dem Weg zur vorletzten Christmette seinen doppelten Schatten gesehen. Da wußten sie es, daß der Tod neben ihm ging. Und dann hatte er sich hingelegt und war gestorben . . . gestorben an einem Sommertag . . . Gott geb ihm die ewige Ruhe.

Juliane Krombacher saß auf der Bettkante und starrte mit heißen Augen in die Dunkelheit. An den Fensterläden rüttelte der Wind.

Mit dem ersten Glockenschlag auf Mitternacht stellte die aufgeregte, ältliche Magd in der Mühle ein Linsengericht in neuem Thongeschirr auf den Küchentisch, verflechte hastig den Deckel mit Lehm, legte das Eßbesteck verkehrt dazu und stellte einen Stuhl davor, mit den Füßen nach oben. Dann schoß sie den langen, dunklen Flur entlang ins Freie und schaute zitternd vom dunklen Hof in das Fenster der hellerleuchteten Küche hinein: Würde er endlich dieses Jahr erscheinen . . . der unbekannte, seit zwanzig Jahren erwartete Hochzeiter? Würde er erscheinen in dieser Zaubernacht, sich an den Tisch setzen und die Linsen essen? Sie hielt die Hände über der hageren Brust verkrampft und betete zu den langsamen Glockenschlägen völlig verworren mit glühenden Lebenswünschen ihr Paternoster:

„. . . sanctificetur nomen tuum . . .“

„Immer hab' ich auf Hochzeit gewartet . . . schon auf der Schulbank bei dem toten Kantor . . . kommst du nun endlich . . .“

„adveniat regnum tuum . . .“

„Zehn Jahr lang hab' ich dich auf dem Tanzboden gesucht . . . in jedem neuen Großnecht hab' ich dich gewittert . . .“

„Fiat voluntas tua sicut in coelo et in terra . . .“

„. . . und immer ist mir von neuem das Herz gebrochen, weil jeder Großnecht dann die neben mir genommen hat . . .“

„Panem nostrum quoti dianum da nobis . . .“

„Und ich hab' doch mein Lebtag gepart und ge-

knauft. Ich hab' mir keinen Sonntagschurz gegönnt und kein ledernes Brusttuch . . .“

„Dimitte nobis debita nostra sicut et nos dimittimus debitoribus nostris . . .“

„Aber meine Truhe ist voll mit Selbstgesponnenem, und wie hab' ich mich gequält mit den Gänsen, um die herrlichen Betten zu stopfen . . .“

„Et ne nos in ducas in tentationem . . .“

„Und auf der Sparkasse liegen fünfhundert blanke Taler . . . und die Mutter gibt mir ein Stück Feld dazu . . .“

„sed libera nos a malo . . .“

„Aber nun mußt du kommen . . . endlich . . . endlich . . . noch in dieser Nacht . . . ich hab' jetzt zwanzig Jahr gewartet . . . ich trag's nit mehr länger . . .“

Die Turmuhr hatte zwölf geschlagen . . . das seltsame Gebet war zu Ende. Sie zitterte an allen Gliedern, schlug dreimal das Kreuz auf der dürren Brust und schaute gierig in die Küche hinein: „Jetzt müßte die Türe aufspringen . . . jetzt müßte er durch die Küche zum Tisch hingehen, den Stuhl zurecht stellen und die Linsen essen . . . Heilige Maria Mutter Gottes . . . hilf deiner armen, einsamen Magd . . .!“

Vergebens . . . alles vergebens! Mit dem letzten Glockenschlag versank ihre verzweifelte, bräutliche Hoffnung für ein volles, langes Jahr ins Nichts. Sie schluchzte auf und schlortte vernichtet in die Küche zurück, räumte den Stuhl und das Eßzeug an seinen alten Platz und trug die Linsen in die Speisekammer. Ihr war weiß Gott jetzt nicht zum Essen zumute. So ging das nun Jahr um Jahr . . . und immer schwerer drückte sie ihre Glücklosigkeit nieder . . . und immer hoffnungsloser dehnten sich die kommenden zwölf Monate bis zur nächsten Christnacht.

Aber den Hof und in die Küche herein stürzte atemlos der Hütejunge, den strohblonden Haarschopf vom Wind verweht, in den wasserblauen Augen noch das kaum überstandene Grauen einer vollendeten Heldentat: Er hatte einen Totenschädel aus dem Weinhaus vom Friedhof geholt, in dem Augenblick, als die Turmuhr zum ersten Schlag zur Mitternacht ausholte. Wer machte ihm das nach? Nun stand der Schädel mit geweihtem Wasser gefüllt als Trinkgefäß bei den schlafenden Tauben. So waren sie durch Zauberkraft an den Schlag gehannt für ewige Zeit. Er schnupperte gierig in der Küche herum: Hier roch es nach Linsen und Speck. Und ihm war so flau im Magen nach dieser Heldentat! Und wer Linsen ißt in der Heiligen Nacht, kommt zu Geld und Wohlstand.

So saß er bald am Tisch und schmaufte vor Wohlbehagen über seinem gefüllten Teller. Die dürre Magd stand am Fenster und lehnte das verweinte Gesicht gegen die Scheiben: Wie kam es nur, daß alle Männer an ihr vorübergingen, ohne sie zu sehen? Wie kam das nur? Sie hatte doch immer auf Reputierlichkeit gehalten und ihre Jungfernehre bewahrt für die Hochzeit! Und sie hatte doch keinen Buckel wie die Müllerin . . . und kein uneheliches Kind wie Juliane Krombacher! Und doch hatte die Müllerin gefreit . . . und der Juliane . . . dem verrufenen Weibsbild . . . starrten noch heute alle Männer nach im Dorj! Wie brachte sie das nur zuwege, die schlampige Dirne? Ob sie sich vielleicht auf Zauberei verstand? Wäre nur jetzt ein vierblättriges Klee zur Hand! Wer ein solches während der Christmette in der Herzgrube trägt, erkennt ein Jahr lang alle Hexen daran, daß ihr Gesicht ins Genid gedreht ist und sie das Kreuz auf dem Rücken schlagen. Damit wollte sie schon das Weibsbild entlarven . . . die Person, die alle Männer im Dorj um den Verstand brachte mit ihren schwarzen Augen, daß sie an echter Tugend wie mit Blindheit geschlagen vorüber gingen. Aber nun hatte sie über dem Linsengericht den Klee vergessen. Nun war's zu spät für dieses Jahr . . .

So grübelte die bissige, ältliche Jungfrau in die dunkle Christnacht hinaus.

(Fortsetzung folgt).

Der Teufelsgeiger.

Paganini-Skizze von Stephan Georgi.

Der große Schmitter zog durch die Länder. Er schied seinen Würgeengel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich oben erst verstummt, huben nun in ganz Norditalien die Trauerglocken an zu läuten, hallten von Turin und Mailand aus weiter ins Land und dröhnten ihr dumpfes Nemento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das noch immer behaglich-frivole Hofleben der Großherzogin Marie Luise von Parma.

In diese Zeit der allgemeinen Besorgnis sprang in das aufgeschreckte Parma unerwartet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten grelle Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Satz stand, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Hitzig diskutierend standen die Menschen in Gruppen auf Plätzen und Straßen, hockten in überfüllten Wirtshäusern und hörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger!“ Der Dämon von Genua!

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen vermochte, der plötzlich in irgend einer Stadt erschien, das Publikum trotz unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand, der seine Geliebte erstochen und im Gefängnis gefesselt haben sollte, der unzählige Liebesabenteuer bestanden und sogar eine Herzogin von Toskana, eine Fürstin Borghese zu seinen Füßen gesehen hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnd hohe Summen erraßte und mit den Kutschern um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn des genuesischen Händlers Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Geistlichkeit gehörte, die in ihm einen offenkundigen Abkömmling der Hölle erblickten?

Von der Kathedrale herab riefen die Glocken. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengedröhn herum und stauten sich vor dem Theater, dessen im Preise vierfach erhöhte Plätze längst ausverkauft waren. Paganini stieg über die Furcht.

Dichtgedrängt saßen die Hörer. Nach kurzem Klingelzeichen setzte eine Beethoven-Sinfonie ein, aber niemand achtete darauf; zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Flüche scharrten. Da klang das Grollen einiger türkischer Trommeln: Paganini trat auf.

Das war Paganini. Schwarz gekleidet, stand eine langbeinige-knocherner, maßlos dünne Gestalt vor der Menge; in wirren Strähnen fiel schwarzes, seidig glänzendes Haar auf die mageren Schultern, aus einem leichenblassen Gesicht traten die Wadenknochen, sah eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, blutlose Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengekniffen, in dunklen Augen lag ein starrer, kalter Blick und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer lebenden Demut, eines frierenden Hohns, eines lastenden Leides, einer verhaltenen dunklen Nacht. War es ein Dämon oder ein Todtranker? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. Leben kam in die dünne Gestalt.

Ein hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinauf; in allerhöchsten, dicht am Steg gegriffenen Tönen verlor in nie gehörter Schnelligkeit, nie gehörter Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem Höchstton übersteigter Müdigkeit, der bleibend, schwingend, fast plastisch und greisbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam zarter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtigte und längst nicht mehr da war, als ihn die Ohren noch immer zu hören glaubten. Ein Kühnes Allegretto folgte, das in peisiggeschwundenen Läufen und Windungen dahinschlief; Passagen rasten, wie Reiterschritte kaufte der Springbogen durch die Lust, Tongarben sprühten auf, grelle Flageolett-Töne bligten in dahinjagenden Sechzehntelnoten. Ein überstürztes Pizzicato; eine werfende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in

das flammende Geigenblitz hinein zuckten. Aus dem Abschwellen des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Staccato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleppte, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüde Niederbrechenden mit sich, die keuchenden Atemzüge eines Sterbenden, so angstvoll und grauenhaft; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoller, entsetzlicher nie einen Menschen hatte weinen hören. Letztes Glend strich der Bogen aus den Saiten, so furchtbar, daß die Frauen unten im Saal die Zähne zusammenbissen, um nicht im Hilferuf eines unerträglichen Empfindens aufzustöhnen. Da glitt die Geige in ein lustleichtes Tongewebe über, aus dem es erdenfern wie leise wimmernde Glöckchen klang, ein Adagio von bestrickender Zartheit, von süß-seligem Zauber. Aber gleichsam als schämte es sich dieser Regung, flammte das Orchester wieder auf. Was der Schwarze dort oben begann, war kein menschliches Spiel mehr; diese noch nie gehörten Gänge, Sprünge, Kadenz, diese mühelos dahintausenden Terzen und Oktaven, dieses Schospiel zwischen Vollton und doppelt gegriffenem Flageolett, diese unsahbare Vereinerung von Flageolett und Pizzicato — das war Spuk, Zauberei, Teufelswerk! Kurz brach das Orchester ab. Hoch über dem ausklingenden Tongellender Trompeten, aufwühlender Pauken schwebte ein ferner, unwirklicher Triller.

Menschen waren aufgesprungen, als sich der eiserne Bann gelegt hatte, standen auf den Stühlen, Matschten, schrien, tobten. Dort oben war das unheimliche Feuer der Augen verglommen; gleichgültig blickten sie herab.

Die Zwischenmusik ging in der Wortelstase der Menge unter. Dann schlug der Schwarze die Hörer mit den berühmten Hexenvariationen in panische Erstarrung, zwang ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Letzte. Mitten im Brillieren eines jaulenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab... Paganini spielte weiter, spielte die Sonate auf der 6-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Lärm ergoß sich auf die Straßen. Durch die Menge wild gestikulierender Menschen fuhr eine Kutsche mit verhängten Fenstern. Niccolo Paganini saß darin. Totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, hohl blickten die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Entnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu stieß seine Kehle ein heiseres Hüffeln aus.

Als der Genuese zwei Tage später im Festsaal des Schlosses die unheimliche Teufelstriller-Sonate unter die erstarrte Hofgesellschaft geworfen hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Rastlose hier zur Ruhe kommen? Der Drang nach dem Ansteten wühlte nach wie vor in ihm und überwog die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung. Der Hals, das Kehlkopfleid...

Auf dem Lande draußen erwartete die Villa Casone, einsam, von hohen, schattenden Bäumen umgeben. Dort lebte er mit seinem 10jährigen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebenszweck war. Nur die Gegenwart des Knaben, dieser lachend glücklichen Jugend, vermochte es, dem starr-kalten Gesicht ein friedvolles Lächeln abzugewinnen. Jugend! In der Passio di Gatta Mona zu Genua steht ein altes Haus; dort hatte einst ein blasser, schwächlicher Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer verlebt, täglich zu einem zwölf- bis vierzehnstündigen Aben auf der Violine gezwungen; er wußte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wiese springt, wußte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wußte nichts vom freien Umhertollen mit anderen Kindern; er hatte Geschwister und kannte sie kaum. Er kannte nur Geige, Hunger und Prügel.

„Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille!“

Aber noch etwas anderes war es, das den sonst so Ruhelosen zum Bleiben veranlaßte. Das wußte niemand — außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzertes im Schlosse die Großherzogin Marie Luise in ihr Boudoir zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf und entnahm ihr einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe gehaltenen Lächeln betrachtete. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Marie Luise, Sonate für die 6-Saite von Niccolo Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertundsechzehn!“ flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

Die Frau vom Meer.

Von Heinz Scharpf.

„Captain“, fragten die Jungs, „hat das seine Richtigkeit mit dem Einflug des Meeres auf die Weibsen? Daß es sie oft ganz lütti macht?“

Der Captain rückte die Mütze in die Stirn.

„Kimmers“, nickte er, „bläst euch das Salz aus den Ohren und ich will euch die Geschichte von meiner Frau erzählen. Der Klabaftermann soll mich vom Grog wegholen, wenn die Sache nicht Faden um Faden wahr ist.“

Ich lernte meine Amanda als braungelocktes Kind vom Rhein kennen. Wir waren gleich wie Schiff und Mast zusammen, das Steuer überließ ich ihr, dafür nahm sie mir die Kommandoworte aus dem Mund. So ging die Fahrt ganz flott vonstatten. Bis meine Rheintochter den Grib bekam und anfang, sich dem Meere zu vermählen. Damit geriet unsere Ehe bald in die Brandung. Ihr werdet gleich sehen, wie der Wind mit mir umsprang.

Eines Tages, als ich aus der Kajüte trat, sah sie da und kammte sich das Haar. Ich traute meinen Augen kaum. Donnerfidel, dent ich, wie die Lorelei, wenn sie sich lauft.

„Was ist los“, fragte ich, „bist du in den Wasserstoff-superoxydbottich gefallen? Deine Haare sind ja auf einmal ganz gelb?“

„Klaus“, meckerte sie, „ich habe mich dem Meere vermählt.“ Und dabei zeigte sie hinaus auf die See und sah mich ganz lütti an.

Ich begriff nicht gleich. Plötzlich ging mir ein Licht auf. Jungs, so wahr wir damals aus der Strafe von Korea kamen und auf Schantung zuhielten, waren meiner Amanda vom Wasser des Gelben Meeres die Haare eiergelb geworden.“

Die Boys sahen sich an, als wollten sie ein Ping-Pong-Spiel mit ihren Augenäpfeln eröffnen. Vor ihren Ohren hatte schon mancher sein Seemannsgarn in die Länge gesponnen, aber das war ein etwas starker Tobak.

Der Bootsmaat ließ einen Fluch fahren, den sich der Teufel vergnügt notierte, um ihn gelegentlich gegen seine Großmutter zu verwenden.

Der Captain schob die Mütze aus der Stirn und fuhr fort.

„Jungs, das war nicht die einzige und letzte Abersagung, die mir meine Frau bereitete.“

Nicht lange darauf, wir hatten gerade, von Alexandria kommend, den Suezkanal passiert, sah ich, wie sich ihr strohgelbes Haar mit einmal wieder verfärbte, ins rötliche hinüberpielte und schließlich rot ward wie ein brennender Dornbusch.

„Was ist los?“ forschte ich verwundert, „hat dich die Kollas in den Schopf gebissen?“

„Klaus, ich habe mich dem Meer vermählt!“ gab sie mir wieder ganz lütti zur Antwort. Ich sehe es noch heute, hinter uns lagen die weißen Türme von Mekka und vor uns tauchte schon die Küste von Aden auf — da waren meiner Amanda vom Wasser des Roten Meeres die Haare ziegelrot geworden.“

Die Boys spuckten im weiten Bogen ihren Priem. Der Bootsmaat verfiel in einen böien Husten und brachte nur mit großer Mühe sein verschlucktes Gebiß wieder zutage, das er zum Glück mit einer Schnur an seinem in Ehren verbliebenen Eckzahn vertaut hatte.

Der Captain rückte die Mütze wieder in die Stirn.

„Aber das ist noch nicht das dicke Ende, Kimmers. Kaum hatte ich mich an ihren roten Buschelkopf gewöhnt gehabt, liefen wir den Hasen von Sebastopol an, um in der Krim zu überwintern.“

„Amanda“, rief ich ihr zu, als der Lotse einbugsierte, „wir gehen noch heute an Land, mach' dich schön, alter Bunker.“

„Schön“, rief sie zurück, „ich werde mich lecker machen, daß dein treues Seemannsauge mich nicht wiedererkennet.“ Und richtig, am Abend trat sie aufgefälscht wie eine Staatsfregatte vor mich hin, aber zugleich auch pudelschwarz wie ein Neufundländer. Wieder hatte sie sich zur Abwechslung dem Meere vermählt.“

Der Bootsmaat sackte lautlos unter dem Tisch weg.

„Captain“, grunzten die Boys, „demnach dürfte eins gegen zehn Sebastopol am Schwarzen Meer liegen?“

Der Captain nickte. „Man kann sich nur wundern, ihr seid klug wie die Flundern! Aber jetzt kommt das Happyend. So wie sich im Laufe der Zeiten meine Amanda immer mehr dem stürmischen Meere anpaßte, um so weniger paßte sie sich meinem ruhigen Wesen an. Aus dem sanft schaukeln-

den Gasseffhoner von einst war eine dicke, stoßende Gallone geworden. Sie leiste den ganzen Tag mit Windstärke elf auf mich los, daß ich mich kaum an Deck halten konnte. Die Matrosen sangen ein Lied: „Unser Captain ist ein Mann, dem sin Fru hat Wasserhosen an!“ Ihr könnt euch denken, wie ich die Masten vor ihr hinaufstetterte. Und oben im Ausguck nach Rettung ausah.

Na warte, kam mir endlich die Erleuchtung, dich vermählte ich schon noch mit dem richtigen Wasser, verhexte Schaluppe. Wir wollen uns einmal auf lange Fahrt begeben und über den großen Ozean schiffen, vielleicht daß das dir dann die Oberschotte verschließt.

Und ich ließ mich bei der Südamerika-Indio-Linie anheuern. A-hoi, damit wurde ich wieder flott.

Schwerbeladen segelten wir von Columbia ab, immer schnurgerade den Äquator entlang, mit dem Kurs auf Bombay, 99 Tage und kein Ende. Und glaubt mir, Kimmers, auf dieser ganzen Reise von Columbia nach Indien bekam ich kein einziges böies Wort von meinem Satan zu hören. Tiefster Friede herrschte an Bord, so wunderbar wirkte sich der Einfluß des Meeres aus. Um uns war der Große oder Stille Ozean.“

„Halt, Captain“, knirschten die Boys wie aus einem Munde, während der Bootsmaat unter dem Tisch ein lehtes schwaches Taucherzeichen von sich gab, „das von dem gelben, dem schwarzen und dem roten Meere wollen wir in Düwels Namen hinunterstreffen, aber daß eine mit allen Wassern getaufte Seemannsrau durch 99 Tage hindurch nicht ein einzigesmal den Mund aufzut, um ihrem Mann auf den Kopf zu spucken, Captain, das ist kein ehrliches Seemannslatein.“

„Jungs“, blieb der Captain fest, „es ist dennoch blutig wahr, fragt sie selbst, sie sieht noch heute in Columbia fest, wo ich sie damals zurückgelassen habe.“

Ordnung.

Von Wilhelm von Hebra.

1.

Kaspar, der Hinterstoßwalder Dorfbote, besaß nur Leiterwagen und Schwerfuhrwerk, bis er von einem Großohem einen aus den sechziger Jahren stammenden Mehgerwagen erbt und aus ihm einen Personewagen machte. Zunächst ersetzte er den völlig zusammengebrochenen Kutschbock durch einen Kutschierstuhl aus Eisen, den er einem ausgedienten Schwadenrechen entnahm.

Die Sitzgelegenheit für die Fahrgäste entstanden so: beim Fest des Burschenvereins „Eintracht“ gab es eine Meinungsverschiedenheit zwischen zwei seit altersher einander feindlichen Dörfern. Kaspar entschied den Sieg seines Dorfes mit Hilfe einer Gartenbant, die plötzlich in seinen Händen war. Als der Wirt über die vernichtete Bant jammerte, gab Kaspar ihm drei Mark und trug die Bant nach Hause. Die Lehne war in Trümmern. Von den vier Brettern der Sitzfläche fehlte eines, die anderen waren zwar beschädigt, doch vorhanden. Diese legte Kaspar auf die Bände des Wagens und nagelte sie an. Bald nachher fand Kaspar auf seinem Speicher die Reste eines uralten Kanapees. Die Sitzfläche war in Trümmern. Das Gestell der Lehne war zwar beschädigt, doch vorhanden, deren Polsterung sogar in gutem Zustand. Kaspar stellte die Lehne auf die Bände des Wagens hinter die Bretter der Sitzfläche und befestigte sie mit Eisenklammern.

Der Hinterteil des Fahrgastes hatte es auf Kaspars Wagen sehr un bequem: die Sitzfläche war um vieles zu schmal. Der Rücken hatte es sehr bequem: die Polsterung der Lehne war dick und weich.

2.

Ein Jahr später: Die Sitzbretter splittern. Die Splitter zerreißen die Hosen und dringen in das Hinterteil.

Zwei Jahre später: das vorderste Brett zerbricht. Jetzt ist die Sitzfläche schmerzhaft schmal.

Drei Jahre später: ich sage zu Kaspar, er solle doch endlich Ordnung auf seinem Wagen machen und die Sitzbretter erneuern; die Lehne sei sehr bequem; warum bleibe die Sitzfläche so un bequem? Kaspar schweigt und läßt alles, wie es ist. Ich mahne öfters. Es ist immer vergeblich. Kaspar liebt die Langsamkeit und haßt Veränderungen.

3.

Bier Jahre später frage ich Kaspar: „Wie geht es dem Wagen?“ — „Guat.“ — „Wirklich?“ — „Als is in Ordnung.“ — „Sind die Bretter erneuert?“ — „Na.“ — „Was is dann in Ordnung?“ — „Jetzt is d' Lehn a kaputt.“